

Unzuverlässigkeit ist die einzige Konstante

Schauspielerisch brillant brachte das Kieler Schauspiel unter Malte Kreuzfeldts Regie Dea Lohers „Unschuld“ auf die Bühne

VON SABINE THOLUND

KIEL. Das kleine Wasserbecken, das wie ein Aquarium auf einem Podest thront, strahlt in gleißendem Licht – rein und unschuldig. Bald wird eine Frau vor das Becken treten, ihre Kleider ablegen und sich darin ertränken. Ihr unnatürlich gekrümmter Körper bleibt während der ersten Szenen präsent in der Kieler Inszenierung von Dea Lohers *Unschuld*, für die Regisseur Malte Kreuzfeldt starke Bilder gefunden hat. Später wird eine andere Frau in dem gläsernen Becken den Tod finden und irgendwann ist das anfangs so klare Wasser getrübt von den Spuren ihrer Körper – traurige Reste aufgegebenen Leben.

Fünf Geschichten reißt die Autorin in ihrem komplex konstruierten Episodenstück an, das seit seiner Uraufführung 2003 am Hamburger Thalia Theater Erfolgsgeschichte schreibt. In einem Kaleidoskop aus 19 knappen Szenen erzählt sie von Fremdheit und Verlorenheit, von Krankheit, Einsamkeit und Tod. Und von der Sehnsucht, wahrgenommen zu werden in einer Welt, deren



Sehen eine Frau ertrinken, aber können nicht schwimmen: Elisio (Felix Zimmer, li.) und Fadoul (Marko Gebbert). FOTO: OLAF STRUCK

einzige Konstante ihre Unzuverlässigkeit ist. Die Figuren, die Kreuzfeldt am Anfang in einem stillen Bild zum Ave Maria auf einer Drehscheibe am Publikum vorbeiziehen lässt, stehen am Rand der Gesellschaft, skurrile Gestalten in schlunzig-subalterner Kleidung (Kostüme: Christine Hiel-scher), teils ins Tragikomische verzerrt. Die Großen, Mächtigen sind hier als Redner in den Fernsehkasten verbannt – bei abgestelltem Ton.

Dea Loher versetzt diese trostlose Welt mit grotesk humorigen Details, und der Regis-

seur folgt ihr mit gebotener Behutsamkeit. Auf engstem Raum bei dauernd eingeschalteten Fernseher leben Rosa und Franz. Rosa sehnt sich nach einem Kind und bekommt statt dessen ihre kranke Mutter ins Haus. Als biestiges Raubein zeigt Claudia Macht die zuckerkranken Frau Zucker, die mit beißendem Sarkasmus ihr unaufhaltsames Sterben kommentiert. Franz hat sein Studium gegen einen Job als Bestatter eingetauscht (spooky: Rudi Hindenburg) und vergisst über den hingebungsvollen Umgang mit den Toten die Bedürf-

nisse seiner Frau. Claudia Frie-bel verleiht der Unbeachteten eine zum Heulen komische Traurigkeit, nicht nur, wenn sie einem freudlosen Bettstück mit dem Staubsauger die Luft aus-saugt.

Elisio und Fadoul haben weder Bett noch Fernseher. Die beiden illegalen Einwanderer, gelandet an einem Strand, „an dem ständig jemand in Gefahr gerät“, sehen einer Frau beim Ertrinken zu. Sie wollen helfen, doch sie können nicht schwimmen und während Felix Zimmer in der Rolle des hadernden Zweiflers Elisio sein Versagen als Schuld annimmt, glaubt Fadoul an ein Zeichen göttlicher Vergabung, als er kurz darauf

Auf schmalem Grat zwischen Clownerie und Größenwahn

einen Batzen Geld in einem Müllsack findet. „Gott ist in dieser Tüte“, sagt er verschmitzt und fabuliert sich eine verwegene Theorie zusammen, nach der er dazu ausersehen ist, etwas Großes zu vollbringen. Auf schmalem Grat zwischen Clownerie und Größenwahn setzt Marko Gebbert seine imponante körperliche Präsenz

publikumswirksam in Szene. Raum hat er dafür genug, denn der Regisseur lässt auf weitgehend leerer Bühne spielen, über der in einer gläsernen Box der Schlagzeuger schwebt. Mit seinen genial improvisierten, abstrakten Tonfolgen verstärkt Björn Lückert die Atmosphäre der Szenen, die durch hauchdünne Handlungsfäden verbunden sind und deren Chronologie immer wieder verwirrend durcheinander gerät. Die blinde Stripperin etwa, die ihren Job so liebt, weil sie gern (an-)gesehen werden will, vermisst das Buch über die Unzuverlässigkeit der Welt, geschrieben von einer Philosophin, die an gar nichts mehr glaubt (verstrickt in verstiegene Monologe: Magdalena Neuhäus).

Schauspielerisch brillant präsentiert sind diese Miniaturen um den Sehnsuchtszustand der längst verspielten Unschuld, doch man muss höllisch aufpassen, dass man den Faden nicht verliert. Ein so anspruchsvoller wie anstrengender Abend, der vom Premierenpublikum im Schauspielhaus mit anerkennendem Applaus bedacht wurde.